

Jürgen Trabant
Traditionen
Humboldts

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 877

Das Sprachdenken Wilhelm von Humboldts, das im Verlauf der Geschichte von Sprachphilosophie und Linguistik durch reduktionistische Lektüren vor allem dazu gedient hat, die disparatesten theoretischen Unternehmungen zu legitimieren, wird in den letzten Jahren zunehmend aus seinem spezifischen philosophischen und wissenschaftlichen Kontext rekonstruiert und als Ganzes rezipiert, das heißt als einzigartige synthetische Verbindung transzendentalphilosophischer Reflexion in der Nachfolge Kants mit empirischer sprachwissenschaftlicher Forschung.

Der Reichtum des Humboldtschen Sprachdenkens verdankt sich der Vielzahl von Traditionen, die in diesem anthropologisch-linguistischen Projekt zusammenlaufen, sowie der Art und Weise, wie Humboldt diese Traditionen verarbeitet. Einige Linien dieses Geflechts der verschiedensten sprachphilosophischen und linguistischen Fragestellungen, die zu Humboldt hinführen, aber auch solche Diskussionsstränge, die von ihm ausgehen, werden in *Traditionen Humboldts* nachgezeichnet. Bei diesen um Humboldt als Zentrum kreisenden Erkundungen wird auf die Beziehungen zu solchen Autoren und Fragestellungen besonderer Wert gelegt, die bisher weniger beachtet worden sind, wie etwa das Verhältnis zu Leibniz, zu Vico, zu Hegel oder wie die Fragen nach der Entstehung neuer Sprachen und der Rolle des Hörens oder wie Humboldts grammatologische Überlegungen.

Jürgen Trabant, geb. 1942, ist Professor für romanische Sprachwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Veröffentlichungen: *Zur Semiologie des literarischen Kunstwerks* (1970); *Elemente der Semiotik* (1976); (Hg. zus. m. A. Eschbach) *History of Semiotics* (1973); (Hg.) Wilhelm von Humboldt: *Über die Sprache* (1985); (Hg. zus. m. W. Busse) *Les Idéologues* (1986); *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache* (1986); (Hg.) *Beiträge zur Geschichte der romanischen Philologie in Berlin* (1987); *Zeichen des Menschen* (1989); Aufsätze zur Textlinguistik, Semiotik, Sprachphilosophie und Geschichte der Sprachwissenschaft; Herausgeber der semiotischen Zeitschrift *Kodikas/Code*.

Jürgen Trabant
Traditionen Humboldts

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 877

Erste Auflage 1990

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28477-3

2 3 4 5 6 7 — 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Vorwort	9
1. Immer weniger als willkürliches Zeichen: Europäische Sprach-Semiotik von Dante bis Humboldt	11
1.1. Signum	11
1.2. Die Entdeckung der Muttersprache und die semio- tische Tradition	12
1.3. Die Erneuerung des Lateinischen und das Aufschei- nen einer neuen Semiotik	14
1.4. Der Sieg der Volkssprachen und die Rückkehr zur semiotischen Tradition	17
1.5. Auf der Suche nach der verlorenen Universalität . . .	19
1.6. Auf dem Weg zur einzelsprachlichen Semantik: Weltansichten	24
1.7. Semiotik des Ursprungs	29
1.8. Das Wort zwischen Zeichen und Symbol	32
2. Das bildende Organ des Gedanken: Grundzüge des Humboldtschen Sprachdenkens	34
2.1. Deviser à table en sanscrit	34
2.2. Wallenstein	35
2.3. Synthesen	39
2.4. Verschiedenheit	43
2.5. Babel und Pflingsten	47
3. Die Verschiedenheit der Köpfe: Anthropologie und Sprachwissenschaft	50
3.1. Die vergleichende Anthropologie	50
3.2. Das vergleichende Sprachstudium	55
3.3. Humboldts Wirkung	59
4. Der innere Begriff der Sprachwissenschaft: Humboldt und Leibniz	69
4.1. Seit Leibniz	69
4.2. Ex indicio linguarum	72

4.3. Origo: Historiam transcendere	77
4.4. Cognatio: Historia	87
4.5. Der große Leibniz	92
5. Jenseits der Grenzlinie:	
Der Ursprung der Sprache	94
5.1. 1770-(1820)-1850	94
5.2. Das Herder-Thema: Sprachursprung	101
5.3. Das physische Bedürfnis	111
5.4. Grenz-Überschreitungen	116
6. Das Entstehen neuer Sprachen:	
Die romanischen Sprachen	122
6.1. Die Organisationsperiode geschichtlich verfolgen	122
6.2. Die Entstehung der Verschiedenheit	124
6.3. Verschiedenheit und Gleichartigkeit der Form	134
6.4. Italienisch	138
7. Fantasia e favella:	
Phantasia und Sprache bei Vico und Humboldt	140
7.1. Rom und Amerika	140
7.2. Fantasia	147
7.3. Von der favola zur favella	156
8. Hören und Erwidern:	
Vom Ohr zur Stimme in der deutschen Sprachphilosophie um 1800	169
8.1. Die Stimme: Hegel	170
8.2. Hören und Erwidern: Humboldt	172
8.3. Das Ohr: Herder	175
8.4. Vom Oto- zum Phonozentrismus	182
9. Eine ganz neue Einsicht in die Natur der Sprache:	
Humboldts Grammatologie	185
9.1. Über das neue grammatologische Interesse	185
9.2. Humboldt und Hegel	194
9.3. Das ängstliche Aufbewahren	201
9.4. Phonozentrisches	202
9.5. Jenseits des Phonozentrismus	208
9.6. Epilog auf dem Theater	215

10. Ein närrisches System:	
Die Einmottung und Enthüllung eines preußischen Schlachtschiffes	217
10.1. Die preußische Marine	217
10.2. Die reaktionäre Feindschaft gegen französisches Denken	222
10.3. Die französische Flotte	225
10.4. Rassismus	235
10.5. Krieg oder Haus	240
Bibliographie	242
Nachweis	257
Namenregister	259

Vorwort

Der Titel des vorliegenden Buches *Traditionen Humboldts* ist bewußt zweideutig. Er soll sich nämlich sowohl auf die Traditionen beziehen, die zu Humboldt hinführen bzw. die Humboldt aufgreift (oder auch nicht aufgreift), also z. B. die Tradition der Leibnizschen, Herderschen, Kantischen, Vicoschen, »ideologischen« etc. Philosophie, als auch auf diejenigen Traditionen, die von Humboldt ausgehen oder durch seine Prägung hindurchgehen, also z. B. die Tradition einer »anthropologischen« Sprachwissenschaft, der strukturellen Linguistik, einer hermeneutischen Sprachreflexion oder bestimmter Fragestellungen wie die nach dem Verhältnis von Sprache und Schrift etc. Humboldt ist also gewissermaßen als Zentrum gedacht, auf den hin und von dem aus bestimmte Diskussionsstränge verlaufen.

Die meisten der zehn Kapitel zu Humboldts Traditionen gehen zurück auf Arbeiten, die nach meinem ersten Humboldt buch *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache* (1986) entstanden sind. Sie basieren also auf der dort vorgelegten Interpretation des Humboldtschen Ansatzes, die hier im zweiten Kapitel zusammengefaßt wiedergegeben wird. Sie gehen über dieses Buch hinaus, sofern sie manches dort nur Angerissene vertiefen, andere Fragestellungen aufgreifen, vor allem aber eben jenes Gewebe der Beziehungen Humboldts zu den verschiedensten Autoren und Problemen in den Vordergrund zu stellen versuchen, das ich Humboldts Traditionen nenne. Das Fehlen des bestimmten Artikels im Titel soll dabei im übrigen signalisieren, daß hier mitnichten der Anspruch erhoben wird, *die* oder gar *alle* Traditionen Humboldts erschöpfend zu behandeln.

Nach einem – zugegebenerweise gewagt skizzenhaften – Überblick über die Entwicklung der europäischen Sprachauffassungen im ersten Kapitel, der von Dante zu Humboldt hinführt, versuche ich, wie schon gesagt, im zweiten Kapitel die Hauptelemente der Humboldtschen Sprachauffassung zu umreißen und im dritten das anthropologisch-linguistische Projekt Humboldts und dessen historisches Schicksal darzustellen. Die ersten drei Kapitel resümieren also die Hauptstränge der philosophischen und sprachwissenschaftlichen Traditionen Humboldts. Die folgenden

vier Kapitel vertiefen eher einen Themenkomplex und könnten »Ursprung und Geschichte« überschrieben werden: Im vierten Kapitel wird Humboldts Dialog mit Leibniz um das Problem von *origo* und *historia* bei der Begründung der »wahren« Sprachwissenschaft geschildert. Kapitel fünf stellt Humboldts – ziemlich kopernikanische – Wende in der Thematisierung des Sprachursprungs dar, diesmal mehr im Hinblick auf die Herdersche Behandlung dieses Themas, und im sechsten Kapitel wird am Beispiel der romanischen Sprachen gezeigt, wie Humboldt die Frage nach dem Ursprung der Sprache in die historische Frage nach dem Entstehen von Sprachen verwandelt. Die Präsentation der, bei aller oberflächlichen Ähnlichkeit, fundamentalen Verschiedenheiten zwischen Vico und Humboldt bei der Beantwortung der Fragen nach den Quellen und dem Schicksal der Sprache ist das Thema des siebten Kapitels. In den beiden nächsten Kapiteln zur Materialität der Sprache und zur Schriftproblematik wollte ich, vor allem durch den Vergleich der Humboldtschen Position mit Hegel, die Tradition Humboldts bis zur aktuellen Diskussion um den europäischen »Phonozentrismus« verlängern. Das letzte Kapitel schließlich verteidigt Humboldts Traditionen gegen ein historiographisches Gespenst, ein transatlantisches Geisterschiff.

Die Fertigstellung des Manuskripts ist durch eine Einladung an die Stanford University ermöglicht worden, die mich, nicht zuletzt wegen des *Apeliotes*, für würdig befunden hatte, eine von der Bundesrepublik Deutschland und von Stanford finanzierte Gastprofessur für Vergleichende Europäische Kultur wahrzunehmen. Der Aufenthalt in Kalifornien hat mir nicht nur Gelegenheit zu einer überaus anregenden Lehrtätigkeit gegeben und zur Erweiterung meiner Bemühungen um »Menschenkenntnis und Menschenbildung«, wie Humboldt gesagt haben würde, sondern auch noch genügend Zeit zur Arbeit an diesem Buch. Nachdem mich der *Apeliotes* nach Kalifornien geweht hat, sollen *Traditionen Humboldts* Dank abstatten für das Geschenk, ein ganzes Jahr lang in »Licht und Wärme« leben und arbeiten zu dürfen.

Stanford, im Juni 1989.

1. Immer weniger als willkürliches Zeichen: Europäische Sprach-Semiotik von Dante bis Humboldt

1.1. Signum

Das europäische Denken hat die 500 Jahre von Dante bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gebraucht, um sich Klarheit über einige der grundlegenden Fragen in jenem Dreieck von Sein, Denken und Sprache zu verschaffen, das ihm – nach Eco (1990) – Aristoteles als Aufgabe hinterlassen hat. Dieses halbe Jahrtausend stellt in sprachphilosophischer Hinsicht insofern einen zusammengehörenden Zeitraum dar, als wir mit Dante am Anfang einer – aus der Spannung zur universellen Sprache des Mittelalters entstehenden – Reflexion der *Verschiedenheit* der Sprachen stehen, die mit Humboldt zu einem gewissen Ende kommt. Es ist die Zeit der »Entdeckung der Muttersprache«, wie Weisgerber (1948) das genannt hat. Das hauptsächliche Problem, das in dieser Zeit geklärt wird, ist also das Problem des Ortes und der Funktion der sogenannten »natürlichen« Sprache, d. h. der *Einzel Sprache*, in der Weltbewältigung des Menschen. Entdeckung der Einzelsprache bedeutet Erkennen der *semantischen* Tiefe der Verschiedenheit der menschlichen Sprachen und, damit verbunden, Einsicht in die *kognitive* Funktion der Sprache, in die sprachliche Verfaßtheit des Denkens.¹ Die immer genauer werdende Einsicht in die Verschiedenheit der Sprachen, die seit Aristoteles im wesentli-

1 Es geht mir im übrigen nicht um eine im engen Sinne philosophiegeschichtliche Periodisierung. Was ich hier »europäische Sprachreflexion« nenne, findet sich in sprachthematisierenden Texten aus verschiedenen Diskursuniversen, nicht nur aus der Philosophie: So stehen etwa die Überlegungen Dantes und Du Bellays im Rahmen einer Poetik, Speronis Dialog gehört zu einer kulturpolitischen Diskussion, Lockes oder Condillacs Erörterungen verstehen sich gewiß als philosophisch, während Humboldt eher Sprachwissenschaft oder Anthropologie als Philosophie treiben wollte. Aus philosophiegeschichtlicher Perspektive ist, Gadamer zufolge, bei Cusanus der Beginn der Einsicht zu finden, um die es uns hier geht, nämlich daß sich die historischen Einzelspra-

chen unter der Perspektive der *Arbitrarität* (katà synthéken) der materiellen Wörter diskutiert wird, macht es nötig, den semiotischen Status der Sprache zu revidieren, die spätestens seit Augustinus – und damit für das gesamte Abendland – fraglos unter die Kategorie des Zeichens (*signum*) fällt.²

1.2. Die Entdeckung der Muttersprache und die semiotische Tradition

1.2.1. *locutio naturalis* vs. *locutio artificialis*

In Dantes Traktat *De vulgari eloquentia* (1303-1307) geht es darum, das Dichten in der Muttersprache gegenüber dem Schreiben auf Lateinisch zu rechtfertigen und zu suchen, welche der verfügbaren »vulgären« italienischen Sprachen denn für dieses Dichten angemessen sei. Die Opposition zwischen Latein (oder *grammatica*) und »Vulgärsprache« wird zunächst als eine Opposition zwischen *locutio naturalis*, das ist die von der Amme (nicht von der Mutter!)³ und der Umwelt gelernte Sprache, und der *locutio artificialis* gefaßt, als eine Opposition zwischen einer ohne willentlichen Eingriff (insofern nicht-willkürlich) tradierten und einer von den Gelehrten in Regeln festgelegten Sprache. »Natürlichkeit« bedeutet auch, daß die Sprache sich *verändert* (und zwar in Raum und Zeit), während die *grammatica* unwandelbar, ein für allemal festgelegt, translokal und transtemporal ist. Am Anfang des neuzeitlichen europäischen Nachdenkens über die Verschiedenheit der Sprachen steht damit die Erfahrung und die Reflexion einer *diaphasisch-stilistischen* Differenzierung von Sprachen. Die Verschiedenheit der Sprachen selbst wird ganz traditionell vor allem in der Verschiedenheit der materiellen Wörter, der Signifikanten (die qualitativ verschieden beurteilt werden),

chen positiv »als Variationsformen einer Logik der Erfahrung, einer natürlichen, d. h. geschichtlichen Erfahrung« verstehen lassen (Gadamer 1986, S. 439).

² Vgl. Eco (1985, S. 58).

³ Der Ausdruck »Muttersprache«, *materna locutio*, erscheint aber schließlich doch auch, nämlich in *De vulg. el.*, I. VI. In der Antike war die »Muttersprache« im übrigen eine »Vatersprache«: *sermo patrius*.

aufgesucht. Außerdem sind die Sprachen hinsichtlich ihrer rhetorisch-ästhetischen Qualitäten verschieden. Diese beiden – die materiell-lexikologischen und die rhetorischen – Verschiedenheiten werden im übrigen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts⁴ der Parameter der Sprachvergleiche bleiben, bis der »innere Bau« (F. Schlegel), d. h. die Grammatik, ins Zentrum der vergleichenden Sprachwissenschaft rückt. Dante stößt noch nicht zur *inhaltlich-semantischen* Verschiedenheit vor (die verschiedenen »Sprachen«, die er diskutiert, d. h. die »vulgären« italienischen Dialekte, sind sich ja auch viel zu nah).

Dantes Plädoyer für eine »hohe« volkssprachliche Literatursprache hat zunächst keine Wirkung, da der gleichzeitig einsetzende Humanismus, die Erneuerung der klassischen Studien und der sprachlichen Normen des klassischen Lateins, diese publizistische Initiative zugunsten der »Vulgärsprache« verdrängt. Erst zweihundert Jahre später, in dem kulturpolitischen Kampf um die italienische Literatursprache, in der sogenannten *questione della lingua*, wird der Dantesche Text wiederentdeckt und in die Diskussion eingebracht.

1.2.2. Dantes Semiotik

Die Dantesche Suche nach der »illustren«, für die Dichtung geeigneten Muttersprache baut auf einer traditionellen, d. h. in diesem Fall durch Thomas von Aquin vermittelten aristotelischen Zeichentheorie auf. Die von Boëthius eingeführte lateinische Formel für das aristotelische *katà synthéken*, nämlich *secundum placitum*, ist dabei ebenso selbstverständlich⁵ wie die seit Augustinus übliche Subsumtion des Wortes unter die Gattung des *Zeichens* (*signum*). Die Frage nach der semiotischen Struktur der Sprache wird von der Stellung des Menschen in der Welt her begründet, d. h. von der Zwischenstellung des *animal rationale* zwischen den Tieren und den Engeln. Die körperlosen Engel verstehen einander durch die *speculatio spiritualis*, die direkte Spiegelung der Geister; die Tiere verstehen einander durch körperliche Hand-

⁴ Vgl. die Analyse der rhetorischen Sprachcharakteristik Jenišchs in Schlieben-Lange/Weydt (1988).

⁵ Vgl. Coseriu (1967, S. 89).

lungen (actus), mit denen sie ihre Empfindungen (passiones) direkt abbilden. Um ihre Vorstellungen (conceptiones) den anderen Menschen mitzuteilen (Zweck der Zeichen ist hier ganz traditionell die Kommunikation), brauchen die Zwischenwesen, die Menschen, sinnlich-geistige Zeichen: rationale signum et sensuale. Sinnlich ist das Zeichen, weil es Laut ist (in quantum sonus est), rational sofern es »offenbar etwas willkürlich bedeutet« (rationale vero in quantum aliquid significare videtur ad placitum, *De vulg. el.*, I. III). Ad placitum (oder: a nostro beneplacito, I. IX) bezieht sich traditionell aristotelisch auf die Beziehung zwischen dem materiellen Zeichen und der conceptio.

1.3. Die Erneuerung des Lateinischen und das Aufscheinen einer neuen Semiotik

1.3.1. Historizität und Eigentümlichkeit des Lateinischen

Im Rahmen der humanistischen Erneuerung der klassischen Latinität entstehen entscheidende Einsichten in die Struktur der Sprache, und zwar weil die Absicht der Rückkehr zu klassischen Standards die historische Veränderung auch des Lateinischen offenkundig macht. Die Erfahrung *diachronischer* Differenzierung der Sprache führt im Humanismus zu weiteren Einblicken in die semiotische Struktur der Sprache. Darüberhinaus beginnt auch der neue Einfluß Platons durch die Erneuerung der griechischen Studien, die weithin aristotelische Semiotik des späten Mittelalters zu erschüttern. Lorenzo Valla ist nach Waswo (1987, S. 111) der erste, der der dominanten abendländischen Auffassung von der Sprache als kommunikativer, instrumenteller, die Sachen repräsentierender Nomenklatur widerspricht. Bedeutung wird nicht mehr mit der bedeuteten Sache gleichgesetzt, Sprache *repräsentiert* damit nicht mehr die Realität, sondern sie *konstituiert* eine vom Menschen gemachte Realität. Sprache ist damit gleichsam die zweite Erschaffung der Welt, das ingenios erfundene (ingeniosum inventum).⁶ Charakteristisch ist allerdings, daß sich diese semantische Erkenntnis Vallas auf das Lateinische bezieht und

6 Zit. nach Gerl (1974, S. 225).

durchaus nicht mit einem sprachlichen Relativismus verbunden ist, sondern mit einer religiös überhöhten Vorrangstellung des Lateinischen verknüpft wird, dem Latini sermonis sacramentum.⁷ Der Spanier Juan Luis Vives, den Coseriu (1969, S. 137) als den typischen Vertreter des Sprachdenkens der Renaissance darstellt, greift die neue semantische Konzeption Vallas auf – wenn auch nicht in ihrer ganzen Radikalität – und erweitert ihren Anwendungsbereich: Sprachliche Bedeutung ist soziohistorisch gegeben und nicht referentiell. Bedeuten (*significare*) ist ein »Gesagt-Werden in verschiedener Hinsicht« (*dici secundum respectum*). Worin aber die Eigentümlichkeit der jeweiligen Sprache, das »Idiomatische«, die »*proprietas, quod a Graecis idioma dicitur*«,⁸ konkret besteht, weiß Vives noch nicht. Vives hat nun nicht nur die klassischen Sprachen im Auge, sondern gerade auch andere Einzelsprachen, ja er plädiert – eine besondere Neuigkeit in humanistischer Zeit – schon für die Pflege der Muttersprache (der *lingua patria*).⁹

1.3.2. Vallas Semiotik

Die Opposition von »naturgegeben« vs. »vom Menschen gemacht« rückt charakteristischerweise ins Zentrum der semiotischen Diskussion des Wortes. Vallas Position ist hier am besten durch folgendes Zitat gekennzeichnet:

Ut soni quidem sint a natura, voces autem & significationes ab artifice: quorum sonos auris, significationes animus, voces ambo percipiunt (*Dial.*, I. xiv, 676).¹⁰

Zweierlei ist hierbei bedeutsam: Einerseits werden gerade auch die *Bedeutungen* als von dem Macher selber gemacht betrachtet: sie sind ab artifice oder, wie es an derselben Stelle heißt, ab institutione. Damit wird »Arbitrarität« auf die Bedeutungen, auf die Vorstellungen von den Sachen (*res cognitae*) ausgedehnt, d. h., der

7 Zit. nach Gerl (1974, S. 243).

8 Zit. nach Coseriu (1971, S. 240).

9 Vgl. Coseriu (ebd.).

10 Zit. nach Waswo (1987, S. 106). »Wenn auch die Laute von der Natur gegeben sind, so sind aber die Wörter und die Bedeutungen vom Macher gegeben: von diesen vernimmt das Ohr die Laute, der Geist die Bedeutungen, beide, Ohr und Geist, vernehmen die Wörter.«

subjektive Anteil der Erkenntnis gegenüber den Sachen wird gestärkt und als ein sprachlicher Anteil gesehen. In der aristotelischen Tradition bezog sich das dem ab institutione entsprechende *katà synthéken* ja nur auf die Signifikations-Relation, auf die Beziehung des materiellen Wortes zum Bewußtseinsinhalt, und nicht auf die Beziehung der Bewußtseinsinhalte zu den Sachen, auf die Erkenntnis-Relation, die als eine Relation von universellen Abbildern (Homologien) zu den Sachen gedacht war. Andererseits wird gegenüber der traditionellen Arbitrarität des materiellen Wortes (*vox*) gerade dessen *Natürlichkeit* stark betont:

Vox humana naturalis illa quidem est, sed eius significatio ab institutione descendit (ebd.).¹¹

Genauer: die geistig-körperliche Doppelnatur der *vox* erweist sich als natürlich-künstliche Doppelnatur: Das Wort hat teil sowohl an den vom Ohr wahrgenommenen *natürlichen* Lauten als auch an der mit dem Geist wahrzunehmenden, vom Menschen gemachten *artifiziellen* Bedeutung, so daß es von beiden, von Ohr und Geist, wahrgenommen wird (*voces ambo percipiunt*). Außerdem erfährt die traditionelle Willkürlichkeit der *vox* dadurch eine weitere, erhebliche Einschränkung, daß die Beziehung zwischen dem materiellen Wort und der Bedeutung gerade als eine »gewissermaßen« (quasi) abbildliche aufgefaßt wird: »*voces sunt quasi imagines significationum*« (ebd.). Während Valla also gegenüber der traditionellen Theorie des Wortes als eines willkürlichen materiellen Zeichens mit natürlichen Bedeutungen den artifiziellen Charakter der Bedeutungen herausstellt, kommt es ihm hinsichtlich der materiellen Wörter gerade darauf an, deren »Natürlichkeit« und Abbildlichkeit zu betonen. Die Sprachtheorie wird erst wieder mit Humboldt den semiotischen Ort des Wortes zwischen Zeichen und Abbild so genau bestimmen.

11 »Das menschliche Wort ist in der Tat natürlich, aber seine Bedeutung bekommt es durch [menschliche] Setzung.«

1.4. Der Sieg der Volkssprachen und die Rückkehr zur semiotischen Tradition

1.4.1. Der Sieg der Volkssprachen

Das 16. Jahrhundert sieht – natürlich mit verschiedenen Akzentuierungen je nach den Traditionen der verschiedenen europäischen Länder – den entscheidenden Durchbruch der Nationalsprachen. Nicht nur die (höfische und volkstümliche) Literatur, sondern in den reformatorischen Auseinandersetzungen auch die religiöse Diskussion und zunehmend dann die Fachwissenschaften und Techniken bedienen sich der verschiedenen Nationalsprachen und nicht mehr des Lateins. Die politische Organisation wird ausdrücklich an die Sprache des Staatsvolkes geknüpft: 1492, im Jahre der Entdeckung Amerikas und der Rückeroberung Granadas, empfiehlt Antonio de Nebrija der spanischen Königin seine kastilische Grammatik mit dem Hinweis auf die politische, imperiale Nützlichkeit seines Werkes: »siempre la lengua fue compañera del imperio« (Nebrija 1492/1980, S. 97). Die staatlichen Administrationen nehmen ausdrücklich vom Latein Abstand: So dekretiert z. B. Franz I. in dem Erlaß von Villers-Cotterets (1539) für Frankreich den Gebrauch des »langage maternel françois« anstelle des Lateinischen im Sprachgebrauch des Staates. Mit der Buchdruckerpresse ist die nationale Verbreitung des entsprechenden Schrifttums wirksam gesichert. Der Protestantismus als Rückkehr zum Text der Bibel (*scriptura sola*) befördert ganz entschieden die Verbreitung der Schriftkundigkeit in den Nationalsprachen. Die *diastatisch-soziologische* Opposition zwischen dem Lateinischen und den Volkssprachen, die als unerträglich erfahren wird, ist das entscheidende *Movens* der Sprachreflexion im 16. Jahrhundert.

1.4.2. Die Verteidigung der Nationalsprachen

Der Emanzipationsprozeß der Nationalsprachen in Europa im 16. Jahrhundert wird propagandistisch allenthalben unterstützt von Verteidigungsschriften, die wie die berühmteste von ihnen, Du Bellays *Deffence et illustration de la langue francoyse* (1549), von Sperone Speronis *Dialogo delle lingue* (1542) abhängen. Spe-

ronis Dialog diskutiert einerseits zwar Positionen, die nur in der spezifischen kulturellen Situation Italiens auf diese Weise relevant waren, andererseits aber geht es im Kern des Dialogs um die Grundproblematik, die in der ganzen abendländischen Kultur auf dem Spiel stand, nämlich um die Frage des Verhältnisses der modernen Sprachen zur erneuerten antiken sprachlichen Kultur. Während der traditionelle Humanismus für die Dichtung und die höheren sprachlichen Aktivitäten den ausschließlichen Gebrauch des Lateinischen verteidigt, fordert eine höfisch-mondäne und naturwissenschaftlich-experimentell ausgerichtete moderne Denkrichtung den Gebrauch der Vulgärsprache, d. h. der wirklichen gesprochenen Sprache, der *locutio naturalis*, im literarischen und wissenschaftlichen Gebrauch. Zwischen beiden Positionen steht die Position des sog. *umanesimo volgare* (Bembo), der – zumindest für die Dichtung – zwar den Gebrauch der Vulgärsprache begrüßt, aber gleichzeitig humanistisch eine nach dem Modell der klassischen *imitatio* verlaufende Orientierung an den vulgärsprachlichen Klassikern fordert.

Merkwürdigerweise ist in dieser Konstellation die Partei der »Modernen«, also der Befürworter der Vulgärsprache, gleichzeitig auch die Partei der »alten«, d. h. der aristotelischen semiotischen Theorie. Die »Vulgaristen« plädieren nämlich gerade im Namen der universellen Gleichheit der Bedeutungen für die Toleranz der Vielfalt der arbiträren Signifikanten, also für die Gleichgültigkeit der Wörter verschiedener Sprachen. Jede Sprache könne alles ausdrücken, sagen sie, so daß der Gebrauch der alten Sprache, des Lateins, nur als ein überflüssiges Hindernis erscheint, das überholte soziale Privilegien der Gelehrtenkaste perpetuiert. Die »altmodische«, gelehrte Position, die hier auf der Anklagebank sitzt, hielt aber umgekehrt nicht nur wegen der besonderen Größe der antiken Schriftsteller an den klassischen Sprachen fest, sondern auch weil sie – im übrigen unter ausdrücklichem Bezug auf Platon – von der jeweiligen semantischen Besonderheit dieser Sprachen überzeugt war. Die von den Humanisten anerkannte Eigentümlichkeit der Einzelsprache, Vives' »*proprietas quod a Graecis idioma dicitur*«, ließ es zweifelhaft erscheinen, daß alles gleich gut in allen Sprachen ausgedrückt werden könnte.

Die Position des französischen Dichters Du Bellay, der den Dialog Speronis für seine Zwecke als volkssprachlicher Dichter in

Frankreich adaptiert, ist gerade in ihrer semiotischen Inkonsistenz interessant, sofern er sich zwar einerseits die »aristotelische«, vulgärsprachliche Position des Speronischen Dialogs zur Verteidigung des Französischen zu eigen macht, andererseits aber eben für seine Lobpreisung und »Illustration« des Französischen ganz auf den »platonischen« Hinweis auf die jeweilige besondere Eigenart auch der Volkssprache nicht ganz verzichten kann: die idiomatische proprietas des Französischen erscheint als »je ne sais quoi propre seulement à elle« (Du Bellay 1549/1904, S. 88).

1.5. Auf der Suche nach der verlorenen Universalität

1.5.1. Historizität und Universalität

Waswo (1987, S. 85) hat wohl zurecht darauf hingewiesen, daß trotz der Einsichten eines Valla oder eines Vives in die Historizität und Individualität der Sprachen und trotz der Veränderungen in der sprachlichen Praxis der europäischen Völker es der Sprachreflexion der Renaissance noch nicht gelingt, eine neue Sprachtheorie durchzusetzen, sondern daß sie weitgehend der »aristotelischen« Tradition verhaftet bleibt (deutlich etwa Scaliger), die dann von der rationalistischen und aufgeklärten Diskussion ohne Bruch fortgeführt werden kann. Aus dem Speronischen Dialog geht ja hervor, daß die beiden konkurrierenden sprachpolitischen Programme gewissermaßen jeweils mit der »falschen« semiotischen Theorie verbunden sind: die unterlegene universalistische Propaganda für das Lateinische mit den Einsichten in die semantische Individualität der Sprachen und die kognitive Relevanz der historischen Einzelsprache, die siegreiche Propaganda für die individuelle Nationalsprache mit der universalistischen »aristotelischen« Zeichenkonzeption. Andererseits ist allerdings für das 17. Jahrhundert darauf hinzuweisen, daß trotz des vorherrschenden Universalismus der Theorie das historische Interesse mitnichten etwa versiegt und erst wieder Ende des 18. Jahrhunderts auftaucht. Aarsleff (1975) hat darauf hingewiesen, daß die Dokumentation von historischem empirischem Material im 17. Jahrhundert außerordentlich zunimmt und damit ein starkes Gegengewicht zum ahistorischen Rationalismus darstellt. Aus den gerade auch im 17. Jahrhundert gesammelten Materialien versucht